

Vertilge dich der kalten Welt.

Vertilge dich der kalten Welt Mit deinem überfüllten Herzen; Ob dich das Glück im Arme hält, Ob Wunsch und Hoffnung die zer- schneidet — Die kalte Welt heilt dir nur Schmerzen.

Vertilge deine Seligkeit, Die Freuden, die dich tief beglücken; Denn auf der Lauer laßt der Leid, Er raubt sie, ist stets bereit, Zu höhnen hinter deinem Rücken.

Vertilge dein Leidens Macht Und deines Herzens tiefe Wunde; Was du in heiliger Lebensnacht Beweinest in schlafbetäubter Nacht, Geht lachend oft von Mund zu Mund.

Vertilge dich dem Narren- schmerz. Mag er dein stolzes Herz befeuern, Sie, die dich lieben treu und warm, Sie werden stets in Glück und Harm Die Cirjen sein, die dich befeuern. W a n t D e e h r.

Die Schlacht von Hemmingstedt am 17. Februar 1500.

Die Nordsee Küste von Antwerpen an bis in die Nähe der jetzigen dänischen Grenze ist, soweit die Geschichte zurückreicht, von friesischer und mit den Friesen verwandten Bevölkerung bewohnt gewesen. Diese Bevölkerung war im Mittelalter in zahlreiche kleinere Völkerverbände getheilt (Westfriesen, Ostfriesen, Mithingier, Siebinger, Antjinger, Rukbinger, Alländer, Habeler, Wurslänger, Dithmarschen, Nordfriesen), denen gemeinsam war, daß sie die demokratische Form der Verfassung der monarchischen vorzogen. In späterer Zeit hing ihre ganze Rechtsentwicklung mit dieser Form zusammen. Dem Eindringen der Adels- und Fürstengewalt leisteten die verschiedenen Völkerverbände lange und sehr starken Widerstand, der aber, weil sie immer vereinzelt dastanden, schließlich überwinden wurde. Die Siebinger unterlagen erst einem gegen sie angeführten großen Arzengange (1224). Die Wosterscher, welche am erfolgreichsten ihre Freiheit verteidigten und dieselbe am längsten behielten, waren die am reichsten Elbflüßer wohnenden Dithmarschen. Im Jahre 1500 unternehmen die vorbildlichen dänischen und schleswig-holsteinischen Fürsten mit einem großen Heere einen Angriff auf Dithmarschen, das Heer erlitt aber am 17. Februar 1500 bei Hemmingstedt ein der furchtbarsten Niederlagen, die ein Heer je erlitten hat. Diese Schlacht, zu deren Erinnerung am nächsten 17. Februar ein von den Dithmarschen errichteten Denkmal eingeweiht werden soll, ist die berühmteste Schlacht auf dem Boden der meeresunabhängigen Lande und verdient wohl eine kurze Beschreibung.

Die Nordsee Küste des Herzogthums Holstein, das Gebiet der jetzigen preussischen Verwaltungskreise Nord- und Süddithmarschen, ist das Land der alten Dithmarschen. Am Süden von der Elbe, im Westen von der Nordsee, im Norden von der Eider begrenzt und im Osten durch die unruhigen, unregelmäßigen Niederungen der nach Norden in die Eider mündenden Gieselau und der nach Süden in die Elbe mündenden Holstener von dem übrigen Nordalbingien, dem Hestengau, geschieden, vermachte das Land bis in das 16. Jahrhundert hinein ein selbständiges, für sich abgeschlossenes Volksein. Auf der Wasserscheide zwischen der Gieselau und der Helstengau, an der Stelle, wo jetzt die Eisenbahn Heide — Neumünster läuft und die bekannte Gröntenhäger Brücke über den Kaiser Wilhelm-Kanal führt, war der einig, verhältnismäßig leicht zu verteidigende Eingang in das Land. Am Beginn der geschichtlichen Zeit finden wir dieses Land als einen besonderen Gau, das Gebiet einer besonderen Völkerschaft, der Dithmarschen. Woher der Name kommt, steht nicht fest. Einige leiten ihn von einem Vorsteh des Gaues (Hietmar) her, während der Zusammenhang mit dem Meere (mare) und der Marsch der wahrscheinlicheren Ursprung ist. Das Volk, das sowohl den östlich davon in Holstein wohnenden Sachsen als auch den nördlich der Eider in Schleswig wohnenden Friesen verwandt war, zeichnete sich durch trockne Kraft aus. Als unter Karl dem Großen die Grenzen des fränkischen Reiches an der Eider gesteckt wurden, da erhielt auch der Gau der Dithmarschen die fränkische Einrichtung der Verwaltung, wobei Elbflüßer und ihren Sitz in der Stadt gehabt zu haben. Während in Holstein wie anderwärts die Grafen sich allmählich aus der Stellung als Beamte zu der Stellung der Landesherren emporzogen, war dies in Dithmarschen nicht der Fall. Allerdings scheinen auch hier die Grafen die Herrschaft angelehrt zu haben, das Volk bildete aber keine und meistens fanden die Grafen ein gewalttätiges Ende. Der letzte Graf, Rudolph, wurde 1145 auf der Büdelburg (Bura) in Süddithmarschen erschlagen. Von der Zeit an scheint das Land nur in einem losen Verhältnisse zum Erzbischof von Bremen, der sich 1062 die Grafschaft erwarb und damit auch Dithmarschen dem Kaiser hatte schenken lassen, wie überhaupt zum Deutschen Reiche gekonnt zu haben und im Uebrigen fast völlig

selbstständig gewesen zu sein. Mit der Abnahme des Einflusses der Herrschaft von oben traten die Einrichtungen des alten Gemeindefreies wieder bedeutender hervor, zu einer Zeit, wo fast überall in Deutschland das Fränkenthum im Steigen war und Dienstbarkeit und Leibeigenschaft sich immer weiter ausbreiteten, erhielt sich hier die alte Bauernfreiheit. Die benachbarten holsteinischen Grafen richteten begreiflicher Weise ihre Augen auf das ihrer Meinung nach herrerloze Land und trachteten danach, es zu erwerben. Andererseits ließ sich der trockne, gewalttätige Sinn der Dithmarschen nicht von Uebergreifen und Raubzügen in das Nachbargebiet abhalten. Wiederholt suchten die Grafen sie zu züchtigen und zu unterwerfen, zogen sich aber dabei regelmäßig schwere Niederlagen zu. Im Jahre 1319 wurde der Graf Gerhard der Große bei Wöhren geschlagen, im Jahre 1403 fand der Graf Albrecht auf einem Zuge nach Dithmarschen seinen Tod und im folgenden Jahre wurde Graf Gerhard auf einem neuen Zuge erschlagen und sein Heer, darunter mehr als dreihundert schleswig-holsteinische Edelleute, vernichtet. Als König Christian I. von Dänemark 1460 zum Herzog von Schleswig und Grafen von Holstein gewählt worden war, warf er seine Wäde auf die Dithmarschen. Auf seine Vorstellung, daß an seinen Grenzen ein kleines Volk wohne, Niemand gehorcht, dessen Herrschaftlosigkeit ihm und Andern zum Nachtheil gereiche, wurde ihm und seinen männlichen Erben 1473 von dem Kaiser Friedrich 3. das Land Dithmarschen zu Lehen verliehen. Ein Recht des Kaisers, über sie zu verfügen, erkannten die Dithmarschen zwar nicht an, Christian war jedoch nicht gesonnen, auf das ihm ertheilte Recht zu verzichten. Ohne Gewalt war in diesen eine Vermittlung desselben unentbar, Christian, der auf Grund der skandinavischen Union auch Herrscher über Schweden und Norwegen war, kam nicht mehr zu einem Feldzuge gegen Dithmarschen, seine beiden Söhne aber, Johann und Friedrich, gemeinsame Landesherren von Schleswig-Holstein, Johann zugleich König der drei nordischen Reiche, beschloßen als bald, die auf sie vererbten Ansprüche zur Geltung zu bringen. Da die Dithmarschen sich nicht auf die Forderungen der Herren: völlige Unterwerfung, eine Schatzung von 15,000 Mark und die Errichtung von drei Schloßern im Lande, einlassen wollten und sich nicht strecken ließen, so wurde eine starke Kriegsmacht zum Angriff gesammelt. Zunächst nahmen sie die Fürsten eine Schaar deutscher Landsknechte, welche die große oder sächsische Garde hieß und unter der Führung eines sächsischen Ritters Slenig (Schleinitz), von den Dithmarschen immer Junter Slenig genannt, stand, in ihre Dienste. Die Schaar wird vier- bis sechstausend Mann gezählt haben. Sodann sandten die benachbarten Fürsten von Brandenburg, Mecklenburg, Pommern, Brandenburg, dessen Kurfürst Joachim I. mit der Schwester des Fürsten, Elisabeth, verlobt war, ferner Braunschweig und Lüneburg Reiter und Rechte; zwei Grafen von Oldenburg zogen selber mit; der schleswig-holsteinische Adel, der alten Haß gegen die trocknen Bauern hegte, gegen die viele ihrer Vorfahren im Kampfe gefallen waren, schloß sich zahlreich dem Zuge an; Städte und Landvolk in den Herzogthümern wurden vielfach in der Hoffnung auf reiche Beute zur Theilnahme gereizt; König Johann zog aus Dänemark Mannschaften heran, vornehmlich Reiter aus Jütland. Nach den glaubwürdigsten Berichten belief sich das Heer auf 30,000 Mann, eine für jene Zeit außerordentliche Macht. Verhältnismäßig man in dessen die örtlichen Verhältnisse des Kriegsschauplatzes und des Kampfes, so erscheint jene Zahl allerdings zu hoch. Die Dithmarschen konnten höchstens 6000 gewaffnete Männer aufbieten, die allerdings in einem gewissen Grade auch waffengeübt waren.

Der Kriegszug wurde in den ersten Tagen des Februar 1500 eröffnet. Zu einer so frühen Frühjahrszeit mag eines theils die Ankunft der sächsischen Schar, deren Mannschaft dem Lande manche Ungelegenheit, ja vielleicht Gefahr bringen konnte, anderentheils die Günst eines anhaltenden Frostwetters beigetragen haben. Am 11. Februar rückten die Fürsten mit ihrem Heere, zu dem außer den eigentlichen Streitkräften natürlich ein zahlloser Troß, Wagen und Pferde die Menge gehörte, über Hanerau auf dem oben erwähnten Einwege in Dithmarschen ein. Ohne ernstlichen Widerstand wurden die nächsten Ortschaften und die Stadt Melldorf besetzt. Gegen die Bewohner, die man antraf, Greise, Weiber und Kinder, wurde grausam gewüthet. Es besah noch ein urkundliches Verzeichniß der in Melldorf und Umgegend Geübten, für die nachher Seelenmesse gelesen wurden. Von Melldorf sollte der weitere Angriff auf Heide gehen, wo der Sitz der Landesverwaltung und der Regierung war; vorher wurde aber einige Tage gerastet. Es wurde beschlossen, den nächsten Weg nach Heide, über Hemmingstedt, einzuschlagen, und den Marsch Montag, den 17. Februar, anzutreten. Der Weg führt bis in die Nähe von Hemmingstedt durch eine Marschniederung und war bei dem inzwischen eingetretenen Thauwetter sehr schwierig geworden. Die Dithmarschen hatten erfahren, welchen Weg die Feinde einschlagen wollten, und an der Stelle, wo der Weg aus der Marsch auf die

Heide hinaufführt, eine Schanze aufgeworfen und mit Mannschaff und Geschütz gut besetzt war. Die Stelle führt den Namen „Düfend Düwels-war“. Eine Jungfrau aus Hohenwörden wurde zur Bannerführerin erwählt und übernahm die Führung. Unter Trompetenschall und dem Donner der Geschütze brach das Heer vor Melldorf auf. Junter Slenig mit seiner Garde zog voran. Er hatte die Lösung ausgegeben: „Wahr Di, Buer, ee Garde de kummt!“ Die Lösung wurde auf dem Marsche als Kriegsruf angestimmt und wiederholt, um die Einwohner in Schrecken zu setzen. Die Garde hielt das Ganze überhaupt für einen „Mogentanz“. Sie hatte einen Theil des Geschützes bei sich. Ihr folgte das übrige Fußvolk, das Aufgebot der Städte und des Landes. Die Fußtruppen führten Nothbrücken und Material zur Herstellung solcher: aus Weisig geschlochte Hirten, Bretter und getrocknete Viehhäute, mit sich. Zum Transport dieses und anderen Feergeräthes waren vornehmlich holsteinische Bauern aufgeboden worden. Nach dem Fußvolk kam die Ritterschaff, bei welcher sich der König Johann und der Herzog Friedrich befanden, mit dem übrigen Geschütz; den Beschluß machte die Bagage, eine große Menge von Wagen und Saiten, theils mit Proviant und Munition beladen, theils leer und zum Transport der Beute bestimmt, mit der nöthigen Bedienungsmannschaff. Die Ritter und Adeligen zogen geschmückt wie zum Turnier daher, und fürstlich hatten sie sich mit großen Baarmitteln zum Ankauf von Beuteanteilen versehen. In Melldorf blieb nur eine geringe Besatzung zurück, um dem Heere den Rücken zu decken und den Weg zur holsteinischen Grenze offen zu halten. Der Weg zwischen Melldorf und Hemmingstedt erwies sich schließlich, als man erwartet hatte. Die Gräben an den Seiten waren erst im Herbst geräutert und geteilt worden. Die ausgehobene Kleider war auf dem Weg geworfen und noch nicht festgetreten. Dazu kam, daß an einigen Stellen der Weg durch die Schanzarbeit der Dithmarschen tief ausgegraben und zerfahren und überdies absichtlich zur Sperrung durchgehoben war. Nur langsam ging es vorwärts; bis an die Arie lauten die Pferde und das Fußvolk ein. Der heftige Nordwestwind trieb dem Heere Regen, Schnee und Hagel in's Gesicht. Als das Heer den Weg durch die Marsch zurückgelegt hatte und auf die Heide hinaufführen konnte, stieg es auf die aufgeworfene Schanze. Aus derselben wüthete das Geschütz der Dithmarschen verheerend auf die in dem engen Wege zusammengedrängten Feinde. Es wurde versucht, die Schanze zu umgehen, allein der weiche Marschboden und die vielen denselben durchziehenden Gräben bestimmten die Ausbreitung der Truppen. Dazu kam, daß die Dithmarschen bei steigender Fluth, die durch den Nordwindwind noch höher getrieben wurde, die Seeuferlehen öffneten und das Meer in's Land hineingelassen hatten; bald half Alles unter Wasser, Land und Gräben waren nicht mehr zu unterscheiden; das nasse Weiter machte den Gebrauch des Geschützes fast unmöglich. Ein Ausstoß der Dithmarschen aus der Schanze wurde zwar einmal zurückgeschlagen, aber bald mit Erfolg wiederholt. Die Dithmarschen, für ihre Verhältnisse ausgerüstet und bewaffnet, mit Springstöcken versehen und mit der Leichtfertigkeit und den Gräben bekannt, konnten sich nach allen Richtungen hin bewegen, während die Mannschaff des Heeres theilweise weder vor- noch rückwärts konnte und, wenn sie über die Wegegräben zur Seite kam, leicht dem gedanklosen Gegner erlag oder in die nicht erkennbaren Gräben gerieth, aus denen sie nicht herauszukommen vermochte. Von den Seiten griffen die ursprünglichen höchsten sechshundert Mann starken, allmählich durch Zugzug verstärkten Dithmarschen, welche die Lösung der Garde umkehrten und riefen: „Wahr di, Garde, de Buer de kummt!“ die auf dem Wege festgekommenen Schaaeren an und hießen sie fast ohne Widerstand in die Gräben. Alle Ordnung löste sich auf, die vorderen drängten die hinteren Glieder, und eine allgemeine Verwirrung riß ein. Die Ritter mit ihren schwergefügten Pferden kamen nicht von der Stelle; die Dithmarschen verwundeten und erschlugen die Pferde, welche mit ihren Reitern hinfanten oder in die Gräben fielen. Die Geschützigen wurden mehr erschlagen, zertreten und ertränkt, als erschlagen. Die eintretende Dunkelheit, verbunden mit Regen und Schnee, vernebelte die Verwirrung. Wenige entkamen über die Leichen der Anderen, hinter den Geschützigen befanden sich der König Johann und der Herzog Friedrich, die mit geringer Mannschaff eilig nach Holstein flohen. Drei Stunden hatten genügt, um ein glänzendes Heer fast vollständig zu vernichten. Junter Slenig mit dem größten Theile seiner Garde hatte den Tod gefunden, die beiden Grafen von Oldenburg und dreihundertundachtzig Adlige, darunter siebenundachtzig schleswig-holsteinische, elf Ahlefeldts, vier Kantsaus, sechs Budowaldts, waren gefallen. Das gesammte Geschütz fiel in die Hände der Dithmarschen, ein ungeheurer Vorrath an Kriegsgeräth, Kleidern, Harnischen, Gold, Silber, Perlen und Edelsteinen, des Königs Wagen mit ungenutztem Silber, des Herzogs Wagen mit einem großen Schatz. Das dänische Reichsbanner, der stolze Danne-

brog aus der Zeit Waldemars des Siegers (1219), wurde eine Beute der Sieger und in der Kirche zu Oldenburg aufgehängt, aus der es später nach Kiel gekommen sein soll. Mögen auch die Umstände den Dithmarschen zu Hilfe gekommen sein, es war doch ein großer Sieg, den ihr kleines Häuflein, das kühn in den Kampf gegen den übermächtigen Feind eingetreten war und nur dreihundert Tode zu beklagen gehabt haben soll, davongetragen. Er gereicht ihnen zur ewigen Ehre. Für diesmal war die dithmarsische Freiheit gerettet. Neunundfünfzig Jahre später wiederholten die Fürsten aber den Angriff bei günstiger Commerceit, unter der Führung eines erprobten Feldherrn, bei Zwietracht unter den Dithmarschen, und daher mit besserem Erfolge. Die Dithmarschen mußten sich unterwerfen und wurden ein Theil des Herzogthums Holsteins, mit dem sie jetzt zu Preußen und zum neuen Reiche gekommen sind. Es ist nur anzuerkennen, daß die Nachwelt der Thaten der Vorfahren dankend eingedenk bleibt. Der glorieuse Sieg der alten Dithmarschen bei Hemmingstedt ist eines dauernden Denkmals in vollem Maße würdig. Ewige Liebe. Es war schon zwölf Uhr vorüber, als Leonardo Travostti sich ein Herz faßte und fraumig peria von Vastutti sein: Blumen vorreichte. Den ganzen Abend hatte er nicht gewagt, sie aus der dunkeln Corridore hervorzuholen, wo er sie beim Nennen hingelagert hatte. Sie war eben wieder gar zu sehr umschwärmt gewesen. Ein schönes Mädchen, im Berliner Westen aufgewachsen, a-geht, verdo, in im Höhe seiner Familie, dazu der „metallische Hintergrund“, der heutige beinahe conditio sine qua non ist — es wäre ja ein Wunder gewesen, wenn Hertha nicht umschwärmt mit geweint wäre. Aber Leonardo Travostti war doch sehr traurig darüber. Als junger, italienischer Artade war auch er in Berlin sehr verpöblich worden, und manches blaue Augenpaar hatte ermutigend in das sein geblickt; denn auch er war hübsch. Er jedoch wollte nur von dieser einen etwas wissen, die solet und doch probe, übermüthig und zugleich unnahbar, der Traum seines Lebens geworden! Als er seine Gedanken endlich herbeiholte und sie Hertha gab, flog ein Kacheln um ihren kleinen Mund: „Wo haben Sie denn um Viterab, diese Blumen bezugandert, Herr Travostti?“ Er legte die Hand aufs Herz und sah sie mit einem seiner Glühblicke an: „Ich würde die Sterne vom Himmel zaubern, um sie Ihnen zu Füßen zu legen! Meiner Liebe ist nichts unmöglich.“ Sie lachte ihm ins Gesicht, indem auch sie die Hand aufs Herz legte und ihm nachdachte. „O Gott!“ sagte sie dann mit einem plötzlichen Anruf von Ernst, „was für schone Worte Ihr Männer doch immer finden. — Aber nun vielen Dank für die Blumen, Signore — zum Lohn dafür dürfen Sie auch hingehen und uns eine Tarantella spielen.“ Er setzte sich gehorcht an den Flügel und begann den Tanz. Hertha aber, den hüftreien, leichten Balletstrod mit einer Hand ergreifend, stemmte die andere in die Hüften und warf einen besessenen Blick auf Alexander Binisch, den jungen Hausfreund, den sie allen Anderen vorzog. Mit diesem hatte sie im vergangenen Winter auf einem Coniunste eine Tarantella getanzt, und die Lust wandelte sie an, dies zu wiederholen. Alexander verstand sie. Da er einen weißen Sportanzug trug, brauchte er auch nicht zu befürchten, eine lächerliche Figur zu machen, und so trat er wohlgeübt zum Tanz an. Das hatte Leonardo nicht erwartet. — Demen zum Tanz aufzuspielen, die ihn alle Qualen der Eiersucht litten ließen, das ging fast über seine Kräfte. Dennoch spielte er weiter, immer wilder, immer rasender. Die Beiden tanzten wunderbar. Herthas dunkelblaue Augen glühten in fast schwarzem Feuer, und Alexander schaute sie im Tangen an, als sei sie schon sein Eigen. Mit einigen wüthenden Accorden brach Travostti den Tanz ab und sprang aus, um gleich darauf hinauszuflühen. Er ergriff Regen und Käppi und verschwand aus der Villa, im Herzen den brennenden Wunsch, daß diese zusammenflühen und unter ihren Klammern speiell Herrn Alexander Binisch begraben möge. In den nächsten Wochen fehlte Leonardo seine fruchtlosen Belagerungen fort. Er klagte sein Leid aber nicht mehr so häufig Hertha, dieser „herzlosen Mollerte“, sondern deren Mutter, einer ideal veranlagten, gütigen, fehslofen Frau, die in ihrem Mitleide den jungen, weissen Knecht tröstete, so viel sie konnte. Dennoch Leonardo das schöne Mädchen in seinem Grimm eine bezweife Mollerte nannte, konnte er sich doch von ihr nicht losmachen; im Gegentheil, seine Leidenschaft für sie vertiefte sich von Tag zu Tag, und zuletzt schwor er, sie werde seine einzige und ewige Liebe bleiben. Die Mutter bat bei dem Töchterchen für Travostti. Da hatte Hertha ihre ersten, blauen Augen auf die Mutter gerichtet:

„Habe ich ihn in unser Haus gezogen?“ „Nein, natürlich; er kam wie die Anderen alle...“ „Habe ich ihm ein Recht gegeben, mich zu lieben?“ „Mein Kind, dazu bedarf es keines Rechtes.“ „Ich bin anderer Meinung, Mama.“ „Liebes Herz, Du glaubst stolz zu sein. Du bist aber nur hochmüthig und eigenwillig.“ „Er wird nicht an meiner Liebe sterben.“ „Sage das nicht. — Er wird heute Abends noch einmal mit Dir sprechen und Abschied nehmen. Sagst Du wieder Nein, so will er mit den Truppen nach Adestinien gehen.“ „Ich wünsche ihm glückliche Reise.“ „Hertha! Hast Du denn gar kein Gefühl?“ „Für alle diese jungen Leute — nein! Weist Du, was sie mir sind, alle zusammen? — Hanswürste! — Jandoch, Müllchen, das ist der einzige richtig: Ausord. Das ist habe ich noch nicht Eines nach Hause geschickt, der sich nicht spätestens in einem Jahre mit einer Andern verlobt oder doch eine Andern geliebt hätte.“ „Aber verlangst Du denn, daß sie ihr Lebenlang Dir nachtrauern?“ „Ich denke nicht daran! Aber ich will nicht diese Vitane von der ewigen Liebe hören! Sie ist mir lächerlich, diese ewige Liebe!“ „De Mama sent in einen Stuhl.“ „Sieh mal, Müllchen — ich bin anders wie Du! — Du hältst aus purem Mitleid womöglich zu jedem Freier zu gesagt, nur um ihm nicht weh zu thun. Du hast ein viel zu wildes Herz. Netens ist härter — uns modernen Mädchen ist es schwerer zu imponiren.“ „Aber, mein Liebling, wenn Du glaubst, daß jede Liebe verträglich ist, so mußt Du einmal unglücklich werden.“ „Ich glaube nicht. Auch meinte ich nur, daß eine unerwiderte, unglückliche Liebe nicht ewig sei. — Wenn man sich heirathet, nachdem und indem man sich liebt, so bis ich fest überzeugt, daß diese Liebe dann ewig wahren kann.“ „Aber weshalb das, Kind? Es gibt Müllchen von Ehen, in denen die Liebe erloschen ist.“ „Dann bleibt doch immer die Pflicht.“ Die Mutter schweig und freudigste nur ihrem seltsamen Kinde das Haar. An diesem Abend holte sich Leonardo Travostti noch einen, und diesmal einen recht unglückigen Kuch von Hertha. — Er reiste einige Tage darauf ab, weil sein Commando in Berlin zu Ende war; doch schrieb er in den nächsten Wochen noch fleißig an Herthas Mutter. Endlich ging er wirklich nach Adestinien; und auch von dort aus trafen immer noch seine Liebeslagen ein. — Zu legt kam ein Brief, geschrieben von Verona einer großen Schlacht. „Ich fuhr“, schrieb Leonardo, „daß ich heut' mein letztes Abendgebet sprechen werde; in der morgigen Schlacht werde ich mein zerbrochenes Leben aushauchen. — So denke an nichts sonst als an den blaueugigen, grauamen Engel, der mich verdammt, und dem meine letzten Grüße gelten. Wäg' Hertha die einliegende Baune als von meinem Grabe kommend betrachten und eine glückliche Erinnerung demschen, der sie bis in den Tod liebt.“ Aber diesen rührenden Brief verwarf Herthas Mutter einige heimliche Thränen; selbst Hertha ward für einige Minuten still, als sie ihn lasen. Drei Monate darauf verlobte sie sich mit Alexander Binisch, dem Jugendfreunde, mit dem sie aufgewachsen war und dem zu Liebe sie so viele Freier heimgeschickt hatte. „Den kenn' ich mit allen Fehlern und Schwächen“, lachte sie heiter gesagt, „wider auch mich kennt. Und wenn unsere Liebe alle diese Schwächen überleben konnte und dennoch bestehen blieb, dann ist schon eher eine Aussicht vorhanden, daß es eine „ewige Liebe“ sein könnte.“ Am Tage der Verlobung aber stand in der Zeitung unter den ausländischen Personennachrichten die Anzeige, daß der Unterleutenant Leonardo Travostti sich — mit der Tochter seines Obersten Biello verlobt habe. Das Brautpaar in Berlin hatte lang nicht so gelacht. E. F a h r o i o.

Der Papst an die Katholiken Frankreichs.

Es ist bezeichnend, daß es der Papst für erforderlich gehalten hat, in einem an die Adresse des Erzbischofs von Bourges gerichteten Schreiben die Katholiken Frankreichs aufs neue zu ermahnen, an der Republik festzuhalten. Es ist das ein Beweis von der geringen Meinung, die er von den Ausichten der monarchischen Prätendenten hat, und man kann ihm in dieser Richtung ein maßgebendes Urtheil zutrauen. Das Schreiben lautet: „Erwählbarer Bruder! Graf und apostolischen Segen! Wir haben mit großer Betrübnis erfahren, daß einige in jüngster Zeit vom apostolischen Stuhle ausgegangene Acte von manchen — ganz und gar mit Unrecht — zum Anlaß genommen wurden, öffentlich zu erklären, Wir hätten Unsere Ansehen über das Verhalten der französischen Katholiken in politischer und sozialer Hinsicht geändert, ein Verhalten, das Wir selbst von Anfang an vorgezogen und bei jeder sich darbietenden Gelegenheit einzuschärfen nicht unterlassen haben. Wir haben diese Untristie von so sehr beklagt, je geeigneter sie sind, in den Gemüthern Unruhe zu hervorzubringen und Unbesonnene von

rechten Wege abzuziehen, überdies Cure Mitbürger an ihrem Ruße zu schädigen, die sich bestreben, Unseren Mahnungen allseitig gehorcht zu haben und leger' zur Aufklärung ihres Handelns nehmend, der Religion und dem Vaterlande ihre Dienste widmen. Die Wahrheit ist, daß die von Uns kürzlich veröffentlichten Documente sich einzig und allein auf das Dogma und die christliche Sitte beziehen und in keiner Weise die Vorschriften betreffen, die, wie gesagt, an die Katholiken Cures Lances gerichtet und klar enthalten sind in dem Punkt schreiben an die Franzosen vom Februar 1892 und in der Encyclica „Aerum novarum“. Es ist leicht begreiflich, daß in dieser Hinsicht sich nichts geändert hat, vielmehr alles in voller Geltung geblieben ist. Denn es wäre der Weisheit des apostolischen Stuhles nicht würdig, die nach so reiflicher Ueberlegung getroffenen und mit so beharrlichem Eifer einschärfter Entscheidung aufzugeben; wer anders dächte, würde uns arundlos eine schwere Unbill zufügen. Dies, ehrw. Bruder, bilden wir bei der Liebe, von der Wir für Eure Nation durchdringen sind, Uns verpflichtet, aufs neue zu erklären. Die Weisungen und Rathschläge, die Wir zum allgemeinen Besten so oft gegeben, wünschen Wir hiermit auf das entschiedenste zu wiederholen. Nachmal und mit ganzer Kraft ermahnen Wir die Katholiken Frankreichs, sie genau zu befolgen in vollkommener Eintracht der Gemütha und des Handlens und darauf bedacht zu sein, sich vor ihnen leiten und lenken zu lassen wie eine festgefugte Körperschaft. Damit Unsere Wünsche in Erfüllung gehen, ertheilen Wir Dir und Deiner Diocese als Zeichen Unseres Wohlwollens und Unterthan der göttlichen Huld die Bewilligung im Herrn den apostolischen Segen. Gegeben zu Rom bei St. Peter am 25. Mai 1899, im 22. Jahre Unseres Pontificats. Papst Leo der Dreizehnte.“

Vornehme Damen als Geschäftswomen.

Vor einigen Jahren verlief eine Anzahl Damen der besseren Gesellschaft in London darauf, unter angenommenen Namen irgend ein feineres Geschäft, in dem ausschließlich Toilettenartikel für Frauen verkauft wurden, zu begründen. Die Veranlassung dazu war in manden Fällen Mangel an den zu einem eleganten Leben nothwendigen Mitteln, in anderen auch Langeweile. Jede Dame wählte eine ihr am meisten zugehörige Branche, in der sie zwar keine Kenntnisse und praktischen Erfahrungen besaß, für die sie aber Talent und natürliches Verstandniß bestundete. Anfangs betrachtete man jedes dieser Unternehmen, in denen die Ladies bald eine fieberhafte Thätigkeit entwickelten, nur als eine flüchtige Laune. Man rechnete eben nicht mit Thätigkeit und Beharrlichkeit, deren die Britinnen häufig fähig sind. Jetzt hat diese „Laune“ aber in vielen Fällen eine Probe von mehreren Jahren bestanden und mit Stolz zeigen die vornehmen Ladenbesitzerinnen ihre Rechnungsbücher, in denen recht schöne Ergebnisse ihres Fleißes verzeichnet sind. Nur wenige von ihnen haben die Führung des Geschäftes fremden Händen anvertraut. Wenn sie sich nicht gerade auf Reisen befinden, verbringen die Ladies einen großen Theil ihrer Zeit hinter dem Ladentisch oder in den Schneider- und Putzjammern. Die Uebertreibung dieses eigenartigen Thätigkeitsdranges unter den Frauen der „oberen Zehntausend“ waren die Gräfin Warwick und Lady Granville Gordon. Gräfin Warwick hat unter ihrem vollen Namen ein Wäschege- schäft in Bondstreet eröffnet, während die in den vornehmen Kreisen der Themsestadt wohlbestandene Persönlichkeit der Lady Granville sich hinter einer simplen Frau Vierte verbirgt. Dem Beispiel dieser beiden Damen folgte als eine der ersten Mrs. Lucille Wallis. Sie in dem Mode-Atelier der kleinen Dame in Kanoverstreet angefertigten Roben werden von den vornehmen Damen mit Vorliebe getragen. Die von den letzteren gefuchteste Putzmoderist ist die Vorsteherin des „Salon „Aristolite“. Mrs. Archibald Stuart-Wortley. Aber nicht nur Mode-, Putz- und Wäschege- schäfte haben wirkliche Ladies zu Begründerinnen, sondern auch einige luxuriös ausgestattete kleine Kontore und „Tea-Paras“ sind von solchen eingerichtet und werden von ihnen geleitet. Die Prinzessin der „Damen Thee-Vereinigung“, in deren Räumen die Töchter hochgestellter Familien als Kellnerinnen in weissem Seidenkostüm fungiren, Miss Lambert, besitzt ausgedehnte Theeplantagen auf Seylon und läßt in der genannten Vereinigung nur die Erzeugnisse ihres eigenen Grund und Bodens verwenden. Selbstverständlich haben nicht alle von angebenen und vornehmen Frauen in's Leben gerufenen Unternehmungen Erfolg gehabt. Von dreien war es vielleicht immer nur eine, die den ersten großen Schwierigkeiten zu trohen vermochte. Jede der jungen und oft recht geschäftstüchtigen Anfängerinnen war eben der mehr oder weniger vornehmer Stellung ihrer Bekannten preisgegeben. Manche der letzteren aber, die im Modestoff ihrer lieben Freundin Gombdso nach vielem Mäkeln etwas Passendes fand und sich auch zufrieden ließ, dachte gar nicht daran, die meist recht kostspielige Toilette jemals zu bezahlen.